

Absatz 19 und 20 betonen die Wichtigkeit der *Unabhängigkeit der Kirche*, insbesondere ihrer höchsten Repräsentanten (Bischöfe) im *politischen* Bereich. Nur auf der Grundlage völliger Freiheit, so heißt es, könne die Kirche für den Menschen befreiend wirken, könne sie „der Gesellschaft in ihrer Gesamtheit gleichermaßen als Stimulus und als Medium der Kritik dienen“.

### „Klare, solide Standpunkte“

Besonders deutlich wird die Kritik an den – durch das *Konkordat* konser-

vierten – „Traditionen und viel zu starken Zügen einer mittelalterlichen Gesellschaft“ in Absatz 20, der aber auch eine Warnung für die allzu linken Priester und für die rechtskonservativen Bischöfe enthält. Insgesamt wird das Bild einer Kirche gezeichnet, die sich ihrer Gefährdung und ihrer Identitätskrise voll bewußt ist, nicht mehr so privilegiert, so mächtig wie früher, dafür aber von einer sympathischen Offenheit. Es ist eine moderne Kirche in einem traditionsbeladenen Land, eine Kirche, die sich „durch sich selbst und durch ihre klaren, soliden Standpunkte wieder Anerkennung und Stabilität verschaffen“ will.

R.B.-U.

## Kirchliche Basisgemeinschaften in Ostafrika

Auf ihrer Vollversammlung vor drei Jahren hatten sich die in der AMECEA (Association of Member Episcopal Conferences in Eastern Africa) zusammengeschlossenen Bischofskonferenzen von Kenia, Malawi, Tansania, Uganda und Sambia mit den Planungen in der Kirche Ostafrikas für die nächste Zukunft befaßt. Damals galt ihr Hauptaugenmerk der Heranbildung von einheimischem Personal für die verschiedenen Bereiche des kirchlichen und sozialen Lebens der Region. Schon bald aber drängte sich ein weiteres Thema in den Vordergrund: die Bildung christlicher Gemeinschaften am Ort, und zwar innerhalb und außerhalb der bestehenden kirchlichen Strukturen. Deshalb entschloß man sich schon vor einiger Zeit, dieser Thematik eine eigene Konferenz zu widmen.

### Ein Lob Kenyattas

Dies geschah auf der sechsten Vollversammlung der Bischöfe der AMECEA, vom 13. bis 23. Juli in der Hauptstadt Kenias, in Nairobi. Anwesend waren zwei Kardinäle, über 50 Erzbischöfe und Bischöfe und mehr als 50 eigens geladene Gäste und Beob-

achter aus anderen afrikanischen Ländern sowie aus Übersee. So bemerkenswert sicherlich die Teilnahme von Vertretern der großen Missionswerke und von Beobachtern nichtkatholischer und sogar einer islamischen Gemeinschaft war, so bedauerlich und im Grunde unverständlich blieb angesichts des Themas die Tatsache, daß neben den zehn Rektoren von großen Seminarien und den Abgesandten der Ordenskonferenzen *lediglich fünf Laien* mit dabei waren. Auch die *Abwesenheit der Bischöfe des Mitgliedlandes Uganda* bedeutete eine erhebliche Beeinträchtigung der gemeinsamen Arbeit und Planung. Wie es hieß, seien die Bischöfe Ugandas „aus eigenem Entschluß“ nicht gekommen. Kenner der Lage in Uganda und besonders der Stimmung nach der israelischen Geiselfreiung und der daraus folgenden Konfrontation mit dem Nachbarland Kenia schenken dieser Version natürlich wenig Glauben. Immerhin konnte der derzeitige Vorsitzende von AMECEA, Bischof *James Odongo* von Mbalde in Uganda, als einziger Vertreter seines Landes an dem Treffen teilnehmen. Er wurde auch als Präsident wiedergewählt. Nach der Vollversammlung ließ Kardinal *Maurice*

*Otunga* von Nairobi auf einer Pressekonferenz während des 41. Eucharistischen Weltkongresses in Philadelphia übrigens durchblicken, daß es „in gewisser Weise wahr“ sei, daß Präsident *Idi Amin* von Uganda es darauf anlege, die katholische Kirche des Landes zu zerschlagen: „Er sagt es nicht in so vielen Worten. Es ist nicht so sehr das, was er sagt, sondern was er tut. Er hat die christliche Führungsschicht in seinem Land ausgebootet.“ Gleichzeitig sprach der Kardinal von einem Ansteigen der Sympathie für Israel in Kenia, allerdings in der Hauptsache auf der Ebene des Humanitären. Kenia versuche, fair zu jedem seiner Nachbarn zu sein (NC News Service, 5. 8. 76).

Aufsehen erregte Präsident *Kenyatta* mit seiner Eröffnungsrede, die stellvertretend für ihn vom Landwirtschaftsminister verlesen werden mußte (vgl. DIA, 2. 8. 76). Er lobte die Konferenz, daß sie sich darum bemühe, Menschen aus so vielen ostafrikanischen Ländern für die Diskussion gemeinsamer Probleme zusammenzubringen: „Dies zeigt, daß ein solcher Schritt möglich ist, wenn guter Wille und gute nachbarschaftliche Gefühle vorhanden sind. Es demonstriert auch, daß gemeinsame Probleme Vorrang vor nationalen Differenzen verdienen.“

Auch er sprach von Schwierigkeiten mit Nachbar Amin. Mehr überrascht war man aber, daß er es nicht bei Höflichkeiten beließ, sondern *zum Thema selbst* sprach. *Kenyatta* verwies auf den „nicht zu übersehenden Platz der kleinen Gemeinschaften in der Gesellschaft von Kenia“. Er nannte sie das „Rückgrat der Nation“ und fügte hinzu: „Wenn sie fest im Geiste sind, ist auch unsere Nation stark. Deshalb bemüht sich meine Regierung, diesen kleinen Gemeinschaften durch Schulen, Straßen, Ambulanzen, Kooperative, Kleinindustrie usw. eine bessere Entwicklung zukommen zu lassen ... Wir müssen alle zusammenstehen ... in jeder Gemeinschaft innerhalb der Nation – einschließlich der Kirchen, die immer den Geist der Zusammenarbeit in unserem Land gefördert haben. Wir haben ‚Harambee‘ als unser nationales Motto. Es bedeutet ‚zusammenhalten, zusammenstehen‘.“ *Den Kirchen*

räumte Kenyatta einen besonderen Platz bei der Vermittlung der Motivation eines verstärkten Einsatzes für die Gemeinschaft ein. In der Vergangenheit hätten Familienclan und Stamm den Menschen ausreichende Gründe geliefert, sich für die Nachbarn einzusetzen. Heute fehle die enge Bindung an Clan und Stamm weitgehend, das Leben sei komplexer geworden; es fehle häufig an Motiven für einen selbstlosen Einsatz für den Nächsten. Hier leiste die Religion einen wertvollen Beitrag, indem sie von der Natur des Menschen und seinem Bezug zu Gott ausgehe. Die Christen rief er auf, sie sollten sich nicht fürchten, den Mund aufzumachen: „Wenn wir den falschen Weg einschlagen und ihr verhaltet euch ruhig, müßt ihr eines Tages für den Fehler haften“ (zit. nach: Tablet, 7. 8. 76).

## Inkarnation statt Adaptation

Die Bischöfe selbst behandelten das Thema nach zweitägigen Beratungen über Finanz- und Routinefragen an Hand von vier vorher erstellten Arbeitspapieren (vgl. AMECEA-Documentation Service, Nr. 5/761, 2 u. 6/761, 2).

Die allgemeine Darlegung des Themas lieferte Bischof *Patrick A. Kalilombe* von Lilongwe in Malawi, die theologischen Reflexionen zu den christlichen Gemeinschaften steuerte der Ire *Brian Hearne C.S.Sp.* vom AMECEA-Pastoralinstitut Gaba bei. Ein Dokument über den Gottesdienst als Quelle und wichtigste Ausdrucksform der christlichen Gemeinschaft erstellten Bischof *Castor Sekwa* aus der Diözese Shinyanga in Tansania und *David Kyeyune* aus der ugandischen Erzdiözese Kampala gemeinsam. Der Vorsitzende der Bischofskonferenz von Kenia und Bischof von Eldoret, *John Njenga*, schließlich verfaßte das Papier über die christliche Gemeinschaft und die Situation der konkreten Lebensbedingungen.

Alle Arbeitspapiere und Diskussionsbeiträge ließen die Bedeutung der kleinen Gemeinschaften speziell für die Situation in Ostafrika erkennen. Wegen

des Mangels an kirchlichem Personal müssen mehr und mehr Laien Verantwortung für ihre jeweiligen kleineren Gemeinschaften übernehmen. Die *Verwurzelung des Christentums* in der afrikanischen Welt muß von unten her geschehen. Lokale Gemeinschaften sind naturgemäß ihre wichtigsten Vermittler und Träger. Die weiten Entfernungen zum strukturierten Zentrum der Pfarrei machen sie notwendig, denn nur in ihnen kann christliches Leben kontinuierlich gepflegt werden. Zurückgegriffen wurde bei den Überlegungen immer wieder auf die Erklärung der letzten Vollversammlung vom Dezember 1973, in der es u. a. hieß: „Wir sind überzeugt, daß es in diesen Ländern Ostafrikas Zeit für die Kirche ist, wirklich eine Ortskirche zu werden, d. h. eine Kirche, die sich selbst verwaltet, selbst verbreitet und selbst trägt... Das kirchliche Leben muß dafür auf den Gemeinschaften aufbauen, in denen das tägliche Leben und die Arbeit sich abspielen: nämlich solchen grundlegenden und überschaubaren sozialen Gruppen, deren Mitglieder echte zwischenmenschliche Beziehungen erleben und ein Gefühl von Gemeindegemeinschaft im täglichen Leben und bei der Arbeit verspüren können.“

Das Vorbereitungspapier von Bischof Kalilombe behandelte ausführlich die Zielsetzung und Abgrenzung einer „Afrikanisierung“ der Kirche. Es gehe dabei um mehr als um das Auswechseln von Personal, um eigenständiges Entscheiden über den Weg der Kirche durch einheimische Kräfte. Es gehe auch nicht nur um Wandlungen im äußeren Erscheinungsbild des kirchlichen Lebens und der kirchlichen Praxis (Verwendung „traditioneller“ Musikinstrumente, regionaler Kleidung und einheimischer Riten). Die sogenannte „Theologie der Adaptation“ lehnten die Bischöfe zugunsten einer „Theologie der Inkarnation“ ab. Andererseits bedeute der Einsatz für eine Ortskirche mit ihren besonderen Erscheinungsformen keineswegs einen Wandel der christlichen Botschaft oder die Aufgabe von Grundelementen der Kirche Christi zugunsten der afrikanischen Kultur. Aus diesem Grunde seien alle Formen von Ortskirche zu-

rückzuweisen, die im Grunde eine Reduzierung der Kirche zu einer nationalen, stammesgebundenen oder separatistischen Sekte bedeuteten.

## Die Pfarrei allein nicht funktionsfähig

Ziel ist die „authentische“ und „inkarnierte“ Ortskirche. Von ihr lasse sich aber nur sprechen, wenn „das Leben und die Führung des kirchlichen Lebens aktiv und bewußt von den ortsansässigen Christen angenommen werden“. Nach Ansicht des Referenten ist das Bemühen der Bischöfe, das christliche Leben und Zeugnis stärker auf kleinen christlichen Gemeinschaften aufzubauen, ein *bedeutsamer Wendepunkt in der Pastoral Ostafrikas*. Und in der Tat geht man endgültig von dem aus Europa und Amerika übernommenen Schema ab, Ortskirche *allein* als Pfarrei zu begreifen. Dieses sei für afrikanische Verhältnisse keine Lösung. Bisher habe man verdrängt, daß die geographischen, sozialen, menschlichen und pastoralen Faktoren, die das Kirchenrecht (CIC 126) für seine Festlegung der Struktur voraussetzte, nicht mit den afrikanischen Gegebenheiten übereinstimmen. Die bestehenden Pfarreien seien allein wegen der ungeheuren Ausdehnung und der mangelnden Kontakte überhaupt nicht in der Lage, Kommunikation zu ermöglichen und die Mitglieder der Pfarrei jemals zusammenzubringen. Dies sei nur innerhalb „natürlicher“ Gemeinschaften möglich, in engeren Lebensräumen, fernab von der Pfarrei oder Missionszentrale. Diese Zentren und selbst die Filialstationen mancher Missionsstationen seien mehr „symbolisch“ für die Christen da.

Hinter diesen Ausführungen stand zweifellos ein *anderes organisatorisches Konzept von Kirche*: man sieht in der Pfarrei eine Art Service-System, das die Einbeziehung der Laien erschwert und ein Versorgungsdenken fördert, bei dem einige wenige eine Mehrheit von Individualisten möglichst regelmäßig „betreuen“. Diesem System wird die *christliche Ortsgemeinschaft* gegenübergestellt: Sie soll die Lethargie der Christen überwin-

den, durch konkretes Tun mehr Gemeinschaftsgefühl vermitteln, durch regelmäßige Treffen und gemeinsames Gebet Christentum am Ort verwirklichen. In diesen Gemeinschaften soll möglichst viel gemeinsam geplant, die Arbeit aufgeteilt und die Fortbildung gegenseitig betrieben werden. Ebenso stark betont wurde der Zusammenhalt mit den größeren kirchlichen Einheiten. Doch sollte die Gemeinde unter der Leitung von nichtgeweihten Vorstehern und unterstützt von einem örtlichen Kirchenrat möglichst selbständig handeln. Nur die Feier der Eucharistie und die Spendung der Sakramente der Buße und Firmung müsse unbedingt dem Priester vorbehalten sein.

### Gemeinde ohne Eucharistie?

Einige Feststellungen, die Altbischof und Initiator von AMECEA, *Josef Blomjous*, am Schlußtag im Plenum vorlesen ließ und die stillschweigend von den Teilnehmern akzeptiert wurden, machen deutlich, wie sehr um das Konzept „Kleine Gemeinschaften“ noch gerungen wird. Blomjous sprach von *unterschwelligem Gedanken*, die selten offen ausgesprochen worden seien, aber doch Einfluß auf den Diskussionsverlauf gehabt hätten: die Krisenerscheinungen in der nachkonziliaren Kirche, die auch in Ostafrika spürbar seien, die Unsicherheit über Veränderungen in der Liturgie, in der

Theologie und im Klerus (Schwierigkeiten der Identifikation mit der Kirche, Veränderungen des traditionellen Priesterbildes). Da dieser Hintergrund nicht aufgearbeitet wurde, kam es zu manch unklarer Stellungnahme, und, wie es ein Teilnehmer ausdrückte, zu manch „unschuldigem“ Kompromiß.

Ein zentraler Punkt, über dessen Behandlung ein Teil der Teilnehmer Unzufriedenheit äußerte, war gerade *die Frage nach der Feier der Eucharistie in den lokalen Gemeinschaften*. Gerade die wenigen anwesenden Laien insistierten darauf, eine klare Antwort auf ihre Forderung zu erhalten. Man dürfe sie „nicht verhungern lassen“, oder die Verkündigung der Kirche möge sich im Reden von der Eucharistie als Nahrung und als Brot für das Leben mehr zurückhalten, wenn die Feier der Eucharistie in der lokalen Gemeinschaft, weil sie priesterlos ist, nicht möglich sei. Ausstattung von Gemeindegliedern bzw. -leitern mit priesterlichen Vollmachten oder die Gefahr, daß der Priester noch mehr zum reisenden Sakramentenspender wird, dieses Dilemmas waren sich die Teilnehmer bewußt. Doch auch die theologischen Arbeitspapiere und die Diskussion über die Vorrangstellung des Gottesdienstes innerhalb der lokalen Gemeinschaften führten nicht aus ihm heraus. Sie enthielten aber eine Fülle von konkreten Vorschlägen für die Ausgestaltung des Lebens solcher Gemeinschaften. Im Mittelpunkt stand auch hier die *inkarnatorische Struktur*

der Kirche, auf Afrika übertragen: die Verbindung von örtlicher Kultur und kirchlichem Leben. Z. B. sollten kirchliche Feste wie Taufe und Eheschließung fester mit den weltlichen Feiern der Namensgebung und Hochzeit verbunden werden. Damit könne die Kirche besser die Zusammengehörigkeit von Geistlichem und Weltlichem sichtbar machen, ihre Präsenz unterstreichen und auf die größere Gemeinschaft einwirken. Im überschaubaren Rahmen und in der konkreten Lebenswelt könne die Kirche Zeichen der Versöhnung, des Ausgleichs, der Zusammenarbeit und der Hilfe setzen. Bischof Njenga sah auch in gesellschaftlichen Konzepten wie „Harambee“ in Kenia und „Ujamaa“ in Tansania, die stark auf dem Genossenschaftsgedanken, auf die Nachbarschafts- und Familienhilfe aufbauen, einen wichtigen Ansatzpunkt der Mitgestaltung der Lebensverhältnisse durch Christen.

Konkrete Beschlüsse waren nicht vorgesehen. Die Aussprache sollte Orientierungshilfen für die örtlich unterschiedliche Praxis geben und Spielraum für unterschiedliche Verhältnisse lassen. Vielleicht kann mit zunehmender Erfahrung auch das Manko wettgemacht werden, das dadurch entstanden ist, daß man sich bisher einseitig mit den lokalen christlichen Gemeinschaften im ländlichen Bereich und zu wenig mit denen in den Städten befaßt hat, wo die Verhältnisse weltweit einander gleichen. N.S.

## Gesellschaftliche Entwicklungen

### Italien nach dem 20. Juni

#### Die jüngsten Parlamentswahlen und ihre Folgen

Wohl keine politische Wahl während der letzten zwanzig Jahre hat so viel Aufmerksamkeit erregt wie die italienischen Parlamentswahlen vom 20. Juni dieses Jahres. Kaum stand nach der vorzeitigen Parlamentsauflösung der

*Wahltermin* fest, setzten Spekulationen ein, wurden Sorgen geäußert über die Zukunft der NATO und der Europäischen Gemeinschaft im Falle eines Wahlsieges der Linken bzw. der Kommunistischen Partei Italiens, wurden